

Thema: Die Kunst des Sterbens

Die Kinder in einer 5. Klasse sollten im Religionsunterricht einen Ort nennen, an dem sie sich – außerhalb ihres Elternhauses - besonders wohl und beheimatet fühlen. Weit vor dem besten Freund oder der besten Freundin lag in der Gunst der Kinder - die Oma. Und einige der Schulkinder gaben ehrlich zu, sehr traurig zu sein, wenn die Zeit bei der Oma zu Ende geht. Jetzt wäre es praktisch, die Zeit anzuhalten.

Jeder von uns hat wohl auch schon den Wunsch gehabt, schöne Augenblicke und tolle erbauliche Erlebnisse zeitlich auszudehnen. Diese Sehnsucht in uns hat sich in einem Lied niedergeschlagen, das wir alle kennen: „So ein Tag, so wunderschön wie heute – er dürfte nie vergehen.“

So eine Situation schildert uns auch das heutige Evangelium. Petrus, Jakobus und Johannes erleben eine Sternstunde auf dem Berg Tabor, als Jesus im Lichtglanz als geliebter Sohn vom Vater offenbart wird. Sie erleben im wahrsten Sinne des Wortes etwas Herrliches, nämlich die Verherrlichung Jesu – Verklärung des Herrn sagen wir dazu. Für einen Moment scheint das wahre Wesen Jesu durch, seine Göttlichkeit leuchtet auf, die sonst hinter seiner Menschheit verborgen bleibt

Petrus wird zitiert mit den Worten: „Herr, es ist gut, dass wir hier sind...“ Und der praktisch begabte Fischer vom See Genesareth wollte gleich 3 Hütten bauen, um dem Augenblick Dauer zu geben, um den wunderbaren Moment festzuhalten.

Er will auch die Zeit anhalten und auf diesem Berg bleiben, wo er die Nähe Gottes so intensiv erlebt hat und sich so wohl beheimatet fühlte.

Der Vorschlag des Petrus, feste Hütten, damit etwas Bleibendes zu bauen, findet kein Gehör. Nach dem wunderbaren Erlebnis muss er mit seinen Begleitern wieder den Berg hinabsteigen.

Ist das nicht zu übertragen auch auf unser Leben? Wir erleben Sternstunden, so genannte Taborstunden in unserem Leben, aber wir können sie nicht festhalten. Wir fühlen uns an manchen Orten ganz im Einklang mit uns und der Schöpfung, spüren einen tiefen inneren Frieden – und doch müssen wir wieder in das Tal hinuntersteigen. Und in diesem Tal erwartet uns ein Alltag, der uns in oft in große Belastungen führt, Ängste auslöst, Sorgen mit sich bringt, durch Schicksalsschläge aus der Bahn werfen kann. Spätestens dann, wenn wir einen lieben Menschen zu Grabe tragen und wir erinnert werden an unsere eigene Vergänglichkeit, an unseren eigenen Tod, wissen wir, dass wir hier keine bleibende Heimat haben.

Vielleicht erahnen wir dann besser, was Paulus uns sagen wollte mit dem Satz „Unsere Heimat ist im Himmel – von dort her erwarten wir auch Jesus Christus, den Herrn als Retter, der unseren armseligen Leib verwandeln wird in die Gestalt seines verherrlichten Leibes“ - so schrieb es der Apostel an die Gemeinde in Philippi (Phil 3, 20).

Schwestern und Brüder,

es ist eine Wirklichkeit, der wir uns stellen müssen: Wir finden hier keine bleibende Heimat, auch wenn wir uns noch so abstrampeln, 5 Häuser gebaut hätten und die tollste Villa mit Berg- und Seeblick bewohnten. Wir können uns noch so komfortabel und bequem einrichten in dieser Welt, wir bleiben dennoch immer Gäste.

Die Fastenzeit war immer schon dazu da, sich seiner eigenen Vergänglichkeit zu erinnern, deshalb auch die Asche zu Beginn der österlichen Bußzeit. Wir machen uns in diesen Wochen neu bewusst: Ich bin und bleibe ein Fremdling hier auf dieser Erde, bin sozusagen nur auf Durchreise. Sie kennen vielleicht die Geschichte, in der ein Tourist eines Tages in einem Kloster bei Kartäusermönchen, einem sehr strengen Klausurorden, übernachten darf. Er ist sehr erstaunt über die karge Einrichtung ihrer Zellen und fragt einen Mönch: „Wo habt ihr denn eure Möbel?“ Schlagfertig fragt der Mönch zurück: „Ja wo haben Sie denn Ihre?“ – „Meine?“, erwiderte der Tourist verblüfft. „Ich bin ja nur auf der Durchreise hier!“ – „Eben“, antwortete der Mönch, „das sind wir auch.“

Leben ist nur wie eine Durchreise - nichts bringen wir mit, nichts nehmen wir mit. Oder haben sie hinter einem Leichenwagen schon mal einen Möbelwagen fahren sehen?

Diese Erkenntnis kann sehr heilsam sein und mir helfen, manches besser in meinem Leben einzuordnen, gewisse Dinge nicht über zu bewerten. Vieles relativiert sich auch, was wir an Sorgen, Lasten, Nöten und Ängsten mit uns herumschleppen. Wir lernen im Angesicht des Todes einen Berg von einem Maulwurfhügel zu unterscheiden. Ich erlebe das selber gelegentlich sehr drastisch, wenn ich etwa von einem Sterbenden heimkomme, und dann mit irgendwelchen Banalitäten konfrontiert werde. Man steht dann leichter wieder über den nervigen Zwistigkeiten des Alltags.

Ich behaupte, all unsere Entscheidungen werden viel weiser, richtiger und besser, wenn wir sie im Hinblick auf die Ewigkeit treffen und den Tod in unsere Lebensplanungen mit einbeziehen, und nicht ausklammern, so wie das weithin heute geschieht.

Der Hl. Ignatius – Begründer des Jesuitenordens - rät uns: „Wenn du eine wichtige Entscheidung zu treffen hast, dann versetze dich in die Stunde deines Todes und überlege wie du **aus der Perspektive deines Todes** die anstehende Entscheidung getroffen hättest.“ Wenn also jemand z.B. immer nur Arbeit, Karriere und Finanzielles im Kopf hatte, alle seine Entscheidungen daran orientierte, währenddessen seine menschlichen Beziehungen kaputt gingen, dann wird er das vermutlich in seiner Todesstunde bitter bereuen.

Angesichts des eigenen Todes und der Ewigkeit, die vor mir liegt, verschieben sich die Werte gewaltig. Bleibendes gewinnt an Priorität, Vergängliches relativiert sich. Damit bekommt mein Leben viel mehr Tiefgang.

Wir werden auch zeitiger unser Leben mit Gott und den Mitmenschen wieder ordnen, weil wir um die begrenzte Zeitspanne unseres Daseins wissen. Alles auf morgen, übermorgen und schließlich auf den Sankt-Nimmerleinstag zu verschieben, ist sehr gefährlich. Wir wissen nämlich nicht, ob es ein Morgen für uns in dieser Welt noch gibt. Die Bibel ermahnt uns an verschiedenen Stellen zur Wachsamkeit: „Seid also wachsam, denn ihr kennt weder den Tag noch die Stunde“ (Mt 25,13) Über dem Sakristeieingang in St. Andreas steht unter einer großen Uhr der Satz: „Die Zeit ist kurz“ (1 Kor 7,29) – wie wahr und es ist schon später als du denkst.

Schwestern und Brüder, aus all den genannten Gründen haben Christen immer schon in die Fastenzeit eine Betrachtung über den eigenen Tod mit eingeplant. Das war fester Bestandteil in der Vorbereitung auf Ostern. Im Mittelalter gab es dazu ein eigenes Erbauungsbüchlein mit dem Titel „Ars moriendi“, zu Deutsch „Die Kunst des Sterbens.“ Es lehrte, wie man das Leben gut abschließen und einen heilsamen Tod erfahren konnte.

Ich denke nicht, dass so eine Betrachtung heute überholt ist, weil der Tod sich noch nicht verabschiedet hat und unweigerlich jeden Tag näher auf uns zukommt.

Vielleicht sind heute nur mehr wir Christen in der Lage, eine solche Meditation über den eigenen Tod, wo wir uns ins Sterbebett versetzen, durchzuführen. Warum? Weil wir ohne Angst dem Tod ins Auge schauen können. Durch unser Eins-sein mit Jesus in der Taufe und durch unseren Glauben an IHN sind wir dem gefürchteten Sensenmann gewachsen.

Liebe Gläubige,

wenn wir jetzt Eucharistie feiern, dürfen wir eine echte Taborerfahrung machen. Wir dürfen, wie die 3 Säulenapostel etwas erfahren von der Nähe Gottes und von der ewigen Heimat, die uns im Himmel erwartet. Ein Vorgeschmack dessen, was es heißt, am Hochzeitsmahl des ewigen Lebens teil zu nehmen. Amen.